

David Livingstone.

Die Lourdes-Grotte im Hain.

Eines Abends ging ich einsam
Durch den stillen Buchenhain;
Milde Balsamduftes säuseln
Durch der Bäume lange Reih'n.

Durch der Buchen dichte Kronen
Blickt des Mondes Silberlicht,
Und der Sterne gold'ner Schimmer
Durch die Ast' und Zweige bricht.

Ei! was seh' ich in der Ferne!
Lichtlein rot und violett,
Grün und blau und manigfaltig;
Was hat wohl mein Aug' erspäht?

Naßher wenden meine Schritte
Sich dem Lichterscheine hin; —
Und — schon steh' ich vor der Grotte
In des Waldes düsterm Grün.

Rechts in einer Felsennische
Steht Mariens schönes Bild;
O so schön, daß süße Freude
Mein betrübtes Herz erfüllt.

Links zu ihren Füßen kneet
Bernadette, die Hirtenmaid,
Deren klare Taubenaugen
Blinken voller Lieblichkeit.

Junge duftig süße Rosen
Zu Mariens Füßen blüh'n,
Die im Glanz der roten Lampen
Rot wie Feuerkohlen glüh'n.

Eine kühle Quelle sprudelt
Aus dem kalten Felsenheit;
Unwillkürlich wie der Bronnen
Quillt hervor mein Lobgebet.

Auf die Kniebank sink' ich nieder,
Von dem Anblick hoch entzückt,
Wenn ich auf die Jungfrau blicke,
Die mein Herz so sehr beglückt.

„Hier, wo auf geweisstem Grunde
Nur der stille Hain mich hört,
Will ich Dir vertraulich sagen,
Was mein armes Herz begehr't.“

Ost' hab' ich mit schwerem Herzen
Diese Grotte hier besucht;
Und jedesmal hat mich Maria
Still mit Trostung heimgesucht.

Preis und Dank sei Dir, Maria,
Hier an diesem Gnadenort;
Denn bist Du der Armen Trostung,
Aller Not ein Zufluchtsort.
Xaver Jäger.

David Livingstone.

(Fortsetzung.)

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Heimat kehrte Livingstone im Jahre 1857 nach Afrika zurück, und zwar in direktem Auftrag der englischen Regierung. Während dieser zweiten, sechs Jahre dauernden Wanderrung durch den schwarzen Erdeil gelang ihm unter andern wichtigen Entdeckungen die Auffindung des Nyassa-See's, aus dessen Umgebung alljährlich viele Tausende schwarzer Sklaven nach Sansibar geschleppt wurden.

Im Jahre 1866 wurde Livingstone zum britischen Konsul von Innerasiria ernannt. Er durchquerte von Sansibar aus weite Strecken bis zum Nyassa-See hin; als er aber nach dem Westufer des Sees übersezten wollte, hinderten ihn die Araber daran, die ihn als den gefährlichsten Feind des Sklavenhandels kannten. Er mußte daher zu Fuß um den viele hundert Meilen langen See herumwandern und eroberte dem menschlichen Wissen Schritt für Schritt neue Gebiete, arbeitete Karten aus und legte Sammlungen an.

Viele seiner schwarzen Begleiter verließen ihn in treuloser Weise; einer derselben, Muja mit Namen, eilte nach Sansibar zurück und erzählte dort, Livingstone sei überschlagen und getötet und all seiner Habe beraubt worden. Die englischen Britungen brachten spaltenlange Klagedieder über den Toten.

Livingstone selbst aber, der von all dem nichts wußte, machte sich inzwischen auf den Weg nach dem Tanganjika-See. Der Weg war weit und mühevoll und brachte ihm große Verluste. Die Lebensmittel gingen aus, und ein gemieteter Träger brannte mit der Reise-Apotheke durch. Infolgedessen war Livingstone aller Mittel gegen das Fieber beraubt, und seine Ge-

sundheit wurde ernstlich erschüttert. Dennoch erreichte er die Südspitze des Tanganjika-Sees, und ein Jahr später entdeckte er den Bangweolo-See. Zu Boot besuchte er die im See liegenden Inseln und erregte großes Aufsehen unter den Eingeborenen, die noch nie einen Weißen erblickt hatten.

Wings um den See dehnten sich große Sümpfe. Livingstone glaubte, daß man in dieser Gegend die südlichste Quelle des Nil zu suchen habe; darin täuschte er sich; er hat nie erfahren, daß der aus dem Bangweolo-See strömende Fluß nicht zum Nil geht, sondern ein Nebenfluß des Qualaba oder oberen Kongo ist. Auf dieser Reise erkrankte er gefährlich und mußte auf einer Bahre getragen werden. Oft lag er bewußtlos in Fieberträumen und verlor zuletzt völlig die Zeitrechnung. Er wollte daher zum Tanganjika-See zurück; am östlichen Ufer desselben, in Uddiji, hoffte er Ruhe, neue Vorräte und Briefe aus der Heimat zu finden.

Von allem entblößt, erreichte er auch wirklich die genannte Stadt, die ein Hauptpunkt des arabischen Sklavenhandels war; aber die erwarteten Vorräte waren spurlos verschwunden, und von den zahlreichen Briefen, die er an den Sultan von Sansibar und in seine Heimat geschrieben hatte, ist niemals ein einziger angekommen. Dazu war Krieg; alle Stämme an der Ostküste des Sees lagen miteinander in Fehde. Livingstone zog daher abermals gegen Westen zu. Diesesmal wollte er den Lauf des Qualaba erforschen. Wenn es ihm gelang festzustellen, ob dieser mächtige Fluß dem Mittel-ländischen Meere oder dem Atlantischen Ozean zuströme, wollte er zufriedenen Herzens in die Heimat zurückkehren. Er wußte nicht, und hat es auch nie erfahren, daß der Qualaba identisch sei mit dem Kongo, der hier an seinem Oberlauf einen andern Namen führt. Erst

Stanley hat dies konstatiert, und Livingstone hat der Lösung dieses Problems vergebens sein Leben geopfert.

Aber welch' ein märchenhaftes Land durchwanderte er da! Auf den Hügeln schwankten die Palmen im Wind, und Kletterpflanzen, so dick wie Rabeataue, wanden sich um Riesenbäume, auf denen freischende Papageien von Ast zu Ast flogen. Ganze Heercharen munterer Affen lebten in den grünen Laubgewölben, und die Tierwelt wettete mit der

Begeetation an Mannigfaltigkeit und Reichtum. Seltsame Pflanzen, die Insekten an sich zogen und verpeist, wuchsen an den Ufern der Flüsse, und für all solche Naturerscheinungen hatte Livingstone ein stets offenes Auge.

Durch den Eintritt der Regenzeit verlor er mehrere Monate, und als er sich zur Weiterreise anschickte, hatte er nur noch drei Begleiter, darunter die beiden Getreuen Sufi und Tschuma. In den dunklen Gestrüppen des tropischen Waldes zerriss er sich die Füße, über umgestürzte Baumstämme und morsche Astete kletterte er vorwärts, durch hochangeschwollene Flüsse mußte er unter Lebensgefahr waten, während zwischen den Kronen der Bäume und in dem dichten Unterholz die Feuerdünste lagerten. Abermals ertrankte er und mußte lange in einer dürtigen

Hütte auf einem Grasbett liegen, wo er seine Zeit damit zubrachte, sein Tagebuch zu schreiben und immer wieder seine schon ganz abgenutzte Bibel zu lesen.

So verging ein Jahr nach dem andern, ohne daß auch nur das schwächste Echo des Weltgetümmeis an Living-

stones Ohr gedrungen wäre. In Europa herrschte damals der große deutsch-französische Krieg; er wußte von allem nichts. Im Februar 1871 verließ er Manjema und begab sich nach Njangwe, das ebenfalls ein



Morgentoilette auf der Missionsstation Gentocow.

Hauptnest des berüchtigten Sklavenhandels war. Er war hier Zeuge von Grausamkeiten so brutaler Art, daß sie nicht sträubt, sie niederzuschreiben. Später ging das Gerücht von dem abscheulichen Treiben der arabischen Sklavenhändler durch die ganze englische Presse. Das

erregte in ganz Europa einen solchen Sturm des Abscheus, daß eine Kommission eingezogen und nach Sansibar geschickt wurde, um daselbst Mittel und Wege zu seiner Ausrottung zu finden. Anfangs mit wenig Erfolg, denn es vergingen noch Jahrzehnte, bevor die Macht der Sklavenhändler gänzlich gebrochen war.

Livingstone selbst wollte wieder nach Udjidji zurück, wo sicherlich von der Küste her neue Vorräte für ihn eingetroffen waren. Unter tausend Gefahren bewerkstelligte er den Rückzug durch das empörte Land, das ihn ebenfalls für einen Sklavenhändler ansah und daher überall bedrohte. Halbtot von den beständigen Fieberanfällen und von allem entblößt, erreichte er endlich im Oktober 1871 Udjidji. Hier wartete seiner eine neue Enttäuschung! Die Vorräte waren freilich angelangt, doch der arabische Schuft, der Livingstones Sachen aufbewahren sollte, hatte sie verkauft; darunter waren 2000 Meter Zeugstoff und mehrere Säcke Perlen, die einzige gangbare Münze im Verkehr mit den Schwarzen. Der Araber erklärte einfach, er habe geglaubt, der Missionar sei tot.

Wie Livingstone in dieser hilflosen Lage zumute war, lesen wir in seinem Tagebuch. Er schreibt, er gleiche dem Manne, der nach Jericho hinabging und unter die Räuber fiel, und auch er warte vergebens auf den Priester und Leviten und den barmherzigen Samaritan, der ihm helfen sollte. Doch fünf Tage später schreibt er in sein Tagebuch:

„Als ich am tiefsten niedergeschlagen war, näherte sich schon der barmherzige Samaritan! Denn eines Morgens kommt mein braver Diener Susi Hals über Kopf dahergerannt und schreit atemlos: „Ein Engländer kommt! Ein Engländer, ich sehe ihn!“ Damit macht er wieder kehrt, um schon dem Fremden entgegenzueilen. —

Eine amerikanische Flagge an der Spitze der Karawane verriet die Landsmannschaft der Ankommenden. Warenballen, Zelte, Kochgeschirre, Zinkbadewannen usw. wurden da hervorgebracht, und ich mußte unwillkürlich denken: das muß ein reicher Herr sein, und kein so armer Schlucker wie ich!“

Wer war nun dieser unerwartete Besuch, und wie kam er hierher nach dem fernen Udjidji am Tanganjika-See? Das alles wollen wir in der nächsten Nummer unseres Blättchens hören.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

(Fortsetzung.)

Schon längst wäre ich gern der Einladung eines liebevollen Confraters, des Hochw. P. Matthieu O. M. J., gefolgt und hätte ihm auf seiner Missionsstation Oakford einen Besuch abgestattet. Jetzt bot sich dazu eine willkommene Gelegenheit, denn mein Weg nach Zululand führte mich dort vorüber. P. Matthieu schickte mir seinen feurigen Schimmel entgegen und hieß mich bei meiner Ankunft herzlich willkommen.

Dieser Pater hat wirklich Großartiges auf seinem Missionsposten geleistet! Da, wo ehedem eine öde Wildnis und der Aufenthaltsort wilder Tiere war, erblickt das staunende Auge eine große, herrlich aufblühende Missionsstation, eine Pflanzstätte der Wissenschaft für Weiße sowohl, wie Schwarze. Etwa 70 weiße Knaben und gegen 170 englische Mädchen besuchen die dortigen von Dominikanerinnen vortrefflich geleiteten Schulen.

Die überwiegende Mehrzahl der Böblinge ist allerdings protestantisch, selbst einige Jüdinnen befinden sich darunter, aber trotzdem kann es nicht ausbleiben, daß der Unterricht und das gute Beispiel der katholischen Lehrerinnen und Missionsschwestern recht günstig auf Geist und Gemüt der Kinder einwirkt. Zum wenigsten werden sie einst keine Gegner unserer heiligen Religion werden.

Die Schule der Eingeborenen besuchen etwa hundert schwarze Böblinge. Die Station ist schön angelegt, hat wohlgepflegte Garten- und Baumanlagen, und alle Schulen und Gebäude, namentlich aber die Kirche legen beredtes Zeugnis für den Kunst Sinn des Hochw. P. Matthieu ab, der zu all dem persönlich die Pläne entworfen hat. An einem Abende gaben die Böblinge der höheren Töchterschule ein schönes, reichhaltiges Programm. Ihre Leistungen sowohl auf der Bühne, wie in der Musik machten beiden Teilen, den Lehrerinnen wie den Schülerinnen, alle Ehre; kurz, die wenigen Tage, die ich in Oakford zubrachte, werden stets die schönsten Erinnerungen in mir wachrufen.

Die dortigen Schwarzen staunten namentlich darüber, daß ich in das verrufene, stockheidnische Zululand gehen wolle. Das schen ihnen ein überaus gefährliches Wagmanis, von dem sie mir noch beizeiten abraten wollten. Eines Abends kommt daher ein junger Bursche zu mir, grüßt gar höflich und rückt endlich schön langsam und bescheiden mit der Frage heraus, ob es wirklich war sei, daß ich mich auf der Reise nach dem Zululand befinden?

„Gewiß, mein Freund,“ erwiderte ich zuversichtlich, „hast du vielleicht Lust, mich zu begleiten?“ Bei diesen Worten malte sich auf dem Gesicht des guten Schwarzen ein Gemisch von Erstaunen, Angst und Entsezen zugleich ab. „Ich — nach Zululand mitgehen?“ fragte er mit Nachdruck; „nein, Baba, um alles in der Welt ginge ich nicht dorthin! Ich bleibe hier und bin nur geskommen, dich zu fragen, ob du wirklich den Mut hast, sozusagen allein in jenes Land zu reisen, wo erst vor kurzem der große Krieg gewesen, und wo so viele böse Zauberer hausen, die im geheimen zahllose Menschen morden, von denen niemand mehr etwas hört, ganz abgesehen von den vielen wilden Tieren, welche die ganze Gegend unsicher machen. Sag' mir doch nur, wovon willst du denn dort leben? Denn sei überzeugt, die Leute werden dir nichts zu essen geben, du wirst dort ein ganz anderes Volk finden, als hier in Natal. Dort sind nur Schwarze; und die Zulus sind alle voll von grimmigem Haß gegen die Weißen. O'rum, Baba, ich bitte dich, steh' ab von deinem verwegenen Vorhaben und kehre um, denn ich versichere dir, du wirst nicht lebend über den Tugela (Grenzfluß) zurückkommen!“

Ich erwiderte dem guten Schwarzen, der so sehr um mein Leben besorgt war, gelassen: „Guter Freund, sei ohne Sorge! Ich habe zwar von den Gefahren, die du so lebhaft schilderst, gehört, allein eine höhere Pflicht ruft mich dorthin; Gott und sein hl. Engel werden mich überall behüten.“ — Der Schwarze schüttelte den Kopf und ging mit ernster Miene von dannen.

Des andern Tags, noch vor Sonnenaufgang setzte ich meine Reise ins Zululand fort. Wir waren noch nicht lange auf dem Weg, da drängte sich George Mfeku, der sich mir in Centocow freiwillig als Reisegegenosse angeschlossen hatte, heran und ließ merken, daß er etwas auf dem Herzen habe, daß ihm aber der Mut fehle, es mir offen zu sagen. „Baba,“ begann er schüchtern, „ist es wirklich wahr, daß wir ins wilde Zululand hineinreisen?“ — Ich sah ihn verwundert an und fragte: „Was